Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 53 (1973-1974)
Heft: 11: Energiekrise, Verkehr, Umweltschutz

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

IM GESPRÄCH

Die Schrift an der Wand lesen

«*Schnee bis in die Niederungen*», das neue Prosawerk von *Jörg Steiner*, ist der dritte Teil und wohl der Abschluss einer lockeren Werkreihe, die 1962 mit dem Roman «*Strafarbeit*» begann und mit «*Ein Messer für den ehrlichen Finder*» 1966 Steiners literarischen Erfolg begründete – nicht nur Abschluss einer Werkreihe, sondern offensichtlich zugleich Endpunkt einer Entwicklung, die einsetzte mit einer wahren Explosion der Sprachkraft und Sprachlust, der Visionen und Träume und nun endet in Wortkargheit, Zurücknehmen der Sprache, Verstecken der Poesie[1]. Von Gefangenschaft und Flucht handelten die beiden genannten früheren Werke: vom Versuch des Ausbruchs das eine, vom Verzicht auf die Flucht, von Resignation und Sich-Verbergen das andere. Mit solchen vergleichsweise festen Begriffen, die immerhin so etwas wie eine Geschichte, handelnde oder erleidende Personen voraussetzen, ist dem neuen Werk nicht mehr beizukommen. Gefangenschaft mag es zwar geben – aber eher als ein Zustand, der gar nicht mehr erwähnt werden muss, und Flucht ist nicht da als Ereignis, sondern als Bewegung in Permanenz: von «einer Krankheit der Nomaden, einer Krankheit der Zigeuner» ist bezeichnenderweise im letzten Satz die Rede.

Der Mann, der an dieser Krankheit leidet (deren Ausgang ungewiss bleibt), ist aus dem zweiten Roman Steiners vertraut, scheinbar eine Nebenfigur, aber von so starker Ausstrahlung, dass er auch dort gegenwärtig schien, wo von ihm nicht die Rede war: der Elsässer Reubell, der sich während des Krieges in der Schweiz aufhält, dann nach Amerika auswandert, nun offenbar zurückgekehrt ist; Reubell, der ältere Freund, der helfen will, der zuhört und versteht, eine Vaterfigur vielleicht, aber ohne Dominanz, einer, der durchschaut und begreift, aber die Welt nicht ändern kann. Eine Figur ohne Geschichte, ohne Schicksal, ja auch ohne Eigenschaften; Übersetzer auf dem Bieler Verkehrsbüro vielleicht, vielleicht auch Möbelschreiner oder Abtreiber, ein Rübezahl vielleicht oder ein Mammut, Fossil einer aussterbenden Spezies, vielleicht der Spezies Mensch, deren möglicher Untergang im Buch angedeutet wird: «Amerika vergletschert und Europa liegt wieder, zwischen Nichtmehr und Nochnicht eingebettet, als Packeisscholle vor Asien.»

Es ist begreiflich, dass die Reaktionen auf dies jüngste Werk Steiners, Besprechungen so gut wie gesprächsweise Äusserungen, fast ausnahmslos bestimmt sind vom Eindruck der Beunruhigung, der Unsicherheit, ja fast Ratlosigkeit. Um die Feststellung, dass es sich um ein «schwieriges», ein sprödes, fast abweisendes Buch handelt, ist kaum herumzukommen. Man kann sich auch kaum ein Werk denken, das für den raschen Rezensionsbetrieb der Gegenwart schlechter geeignet wäre; im Sturman-

griff auf jeden Fall ist es nicht zu nehmen. Steiner lässt dem Leser kaum etwas, woran er sich halten könnte, nicht einmal das letztlich doch wiederum beruhigende, weil ins Unverbindliche umkippende Gefühl, es handle sich um ein durch und durch unverständliches Buch, um Sprache, die sich in Sprache spiegelt. Schwierig mag der Text sein, esoterisch ist er nicht und unverbindlich noch weniger. Wenn ein deutscher Kritiker für seine Besprechung den Titel wählt «Nebel bis in die Niederungen», so mag das geistreich sein, trifft aber nicht zu. Denn das Buch hat nichts Verschwommenes an sich, eher ist es mit einer Felsenlandschaft zu vergleichen, Sprachblock an Sprachblock, jeder scharf konturiert. Weniger metaphorisch ausgedrückt: jeder Satz, für sich genommen, ist verständlich, ja auf eine äusserste Form sprachlicher Einfachheit gebracht; im Zusammenhang hat jeder etwas Irritierendes. Am besten ist das an den Dialogen zu zeigen, in denen die Partner zwar nicht aneinander vorbeireden (so einfach macht es sich Steiner nicht), aber doch nie auf eine Frage die Antwort kommt, die man irgend erwarten könnte. Ob Reubell ein Freund sei, «ein wirklicher Freund», fragt einer das schreibende Ich. Und die Antwort – verblüffend und richtig zugleich – lautet: «Ich habe mich damit abgefunden.» Dies Nebeneinander von Einfachheit und Vielschichtigkeit mag ein Grund sein für die eigenartige Faszination, die das Buch (trotz seiner Schwierigkeit, wegen seiner Schwierigkeit?) ausübt: es lädt den Leser nicht ein – und lässt ihn doch nicht los.

Einen Zugang, einen von vielen möglichen, kann vielleicht die folgende Stelle bieten: «Ich weiss, dass auf dem Steinboden in der Küche keine Gesichter erscheinen; nur die Strukturen im Kalkstein sind zu sehen: Schnecken, Muscheln und Versteinerungen. / Einer wie ich erwartet Gesichter auf dem Steinboden, eine Schrift an der Wand. / Einer wie ich erwartet das Unerwartete, das jäh Hereinbrechende; etwas, das nie geschieht, das aber vielleicht doch plötzlich geschehen könnte.»

Da schreibt einer, dem sich unaufhörlich der Steinboden in Gesichter verzerrt, dem die Wand zur leeren Fläche wird für die erwartete prophetische Schrift, das Signal des Untergangs – der aber gleichzeitig weiss, in jedem Augenblick, dass der Küchenboden der Küchenboden ist, die Wand die Wand, oder vielmehr: dass man sich auf solche Definitionen geeinigt hat, dass in ihnen die Welt formulierbar wird; einer, der zu nüchtern ist, als dass er seine Ahnungen als Visionen gestalten könnte. Es bleibt beim Nebeneinander einer scheinbar gesicherten, sprachlich greifbaren Welt – und aufblitzenden, aber kaum formulierbaren Ahnungen. Da ist kein Kapitel, in dem nicht von Angst, Aggression, Bedrohung, von Erstarrung, vom Zugeschneitwerden die Rede wäre – aber auch keines (mit Ausnahme des letzten), in dem nicht Sätze stünden, die Wirklichkeit in übernommene, beruhigende Begriffe fassten. «Alles ist mitteilbar. Nichts ist mitteilbar», heisst es einmal, in schroffer, unverbindlicher Gegensätzlichkeit. Zwischen den beiden Polen bewegt sich der Autor: zwischen der Möglichkeit, Wirklichkeit zu sehen, wie alle sie sehen, sie zu fassen in scheinbar verlässliche, weil allgemein gebräuchliche Wörter («für die Fischer ist ein Eisschrank ein Frigidaire und eine Uhr ist eine Omega und das Jetzt ist das Immer») – und dem nicht

Mitteilbaren, das jenseits dieser Begriffe liegt, das aber allein zählt.

Ein Buch in der Nähe der Sprachlosigkeit also, geschrieben unter der Bedrohung des Verstummens – kein Rezensent kommt um diese Feststellung herum. Ganz wohl ist einem freilich nicht, wenn man sie wiederholt. Denn die Sprachskepsis ist in den letzten Jahren zu einem vielberedeten Thema geworden; nirgends scheint sich Eloquenz besser entfalten zu können, als wo es um das Schweigen geht. Was Jörg Steiner angeht, muss deshalb noch beigefügt werden: dass er nicht über das Verstummen redet, nicht mit dem Schweigen kokettiert, sondern am Rande davon jene Worte sagt, die ihm zu sagen möglich sind: einfache, spröde Worte; Felsbrocken. «Alles ist mitteilbar. Nichts ist mitteilbar.»

Elsbeth Pulver

[1] Jörg Steiner, Schnee bis in die Niederungen, Luchterhand-Verlag, Darmstadt 1973.

BAUERNREGELN

Ein Schweizer Volksbuch

Wort und Sache wecken noch Erinnerungen. Der Grossvater wusste viele Bauernregeln, denen zufolge bestimmte Tage im Jahresablauf unter besonderen Wetterbedingungen standen. War's schön, war's schlecht an diesen Tagen, so hatte das Folgen. Was sich einprägte, war die sprachliche Form, in der diese Weisheiten überliefert waren, lustige, zwischen Mundart und Schriftdeutsch nach Bedarf wählende Spruchpoesie, die man schon darum für wahr halten musste, weil sie gut klang. Ich rede in der Vergangenheitsform. Trifft man Bauernregeln heute noch an, leben sie noch weiter? Nach so vielen Jahren jedenfalls wieder, und diesmal in einem prachtvollen, durch Vignetten aus alten Bauernkalendern reich geschmückten Buch, darauf zu stossen, bereitet Freude. Aber ist sie berechtigt? Die Bauernregeln sind kaum noch rüstiges, lebendiges Volksgut. Man glaubt, zum mindesten in der jüngeren Bauerngeneration und im Mittelland, nicht mehr daran, und dass diese Entwicklung auch die abgelegeneren Berggebiete erreicht, ist eine Frage weniger Jahre. Wissenschaft und Technik, Kunstdünger und landwirtschaftliche Maschinen haben die Umwelt, in der die Bauernregeln lebten, von Grund auf verändert. Wir wissen das selbstverständlich. Die Zeit ist gekommen, durch wissenschaftliche Untersuchung, gewissenhafte Aufzeichnung und volkskundliche Deutung zu bewahren, was dem Fortschritt zum Opfer zu fallen droht.

Das Werk, das hier anzuzeigen ist, möchte ich zu den grossen Volksbüchern der Schweiz zählen, vergleichbar zum Beispiel Arnold Büchlis mythologischer Landeskunde von Graubünden. *Albert Hauser*, Professor für Geschichte und Soziologie der Land- und Forstwirtschaft an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, hat es zusammen mit einem Stab von Assistenten

und Helfern in langjähriger Arbeit geschaffen; neben dem Verlag, der das Werk buchtechnisch und buchkünstlerisch hervorragend betreut hat, dankt der Verfasser einer ganzen Reihe von Donatoren, nämlich Stiftungen, Firmen und Privaten, die durch ihre Druckbeiträge die Kosten des umfangreichen Bandes senken halfen, so dass man auch in Hinsicht auf den Preis von einem Volksbuch sprechen darf.

Die Entstehung der Bauernregeln geht, wie Albert Hauser in seinem einleitenden Kommentar ausführt, auf die antiken Kulturen zurück, speziell auf die alten Ägypter. Astrologie, aus Babylon und Arabien ins Abendland vermittelt, steht an ihrem Ursprung. Dass es schlechtes Wetter gibt, wenn Vögel, die nicht im Wasser leben, baden gehen, wussten schon die Griechen. Es gibt Bauernregeln, deren Vorläufer man bei Virgil oder bei Plinius nachweisen kann, und diese wiederum stützen sich zweifellos auf ältere Überlieferungen. Was also in den Bauernkalendern weitergereicht wurde und was die Bauern von ihren Vätern als ungeschriebene Weisheiten und gereimte Beobachtungen übernahmen, hat die Würde der Antike, in einzelnen Fällen sogar den Adel griechischer oder lateinischer Dichtung. Es ist, was da als schweizerische Sammlung alter Spruchweisheit in vier Sprachen vorliegt, sozusagen ein lang nachhallendes Gerücht von Wissenschaft und Poesie.

An seiner Pflege und Ausgestaltung arbeiteten durch Jahrhunderte die Kalendermacher. Ihr Fleiss und die Beliebtheit ihrer Kalender rettete das alte Volksgut bis in unser Jahrhundert. Erst der Zweite Weltkrieg setzte – auch in diesem friedlichen Zusammenhang – ein nunmehr wohl absehbares Ende. Albert Hauser hat mit den neuzeitlichen Mitteln der Umfrage die sozialpsychologische Situation erforscht. Ein Waadtländer, beispielsweise, antwortete: «La surcharge physique et psychique d'un exploitant moderne ne peut lui permettre de rester fidèle au pragmatisme des générations précédentes.» Von vierhundert Bauern bekennen sich nur noch hundert dazu, auf Bauernregeln zu achten. Das Bild sieht etwas anders aus, wenn wir eine Berggegend, zum Beispiel das Diemtigtal, als Befragungsregion wählen. Aber das hat dann schon den Charakter des Réduits, und auch da sind Einbrüche einer rationaleren Weltschau selbstverständlich schon seit längerem nachzuweisen. Es wäre übrigens ungerecht, den Angriff der Vernunft auf die Spruchweisheit der Väter erst unserem Zeitalter zuzuschreiben. Schon 1805, und nicht als erster, hat Heinrich Zschokke im «Schweizer Boten» den Versuch gemacht, unter Beibehaltung der Bauernregeln, «Aderlassmännlein und Wetterprophezeiungen, astrologischen Zeichen und anderer Bocksbeutel», durch Einstreuung scherzhafter Varianten «den Unflat der Spinnstuben-Weisheit wegzufegen». Der Kampf zwischen nüchterner Rationalität und romantischer Überlieferung ist durchaus nicht von heute; nur hat das Stündlein der Romantik heute, was die Bauernregeln betrifft, nachhaltiger und wahrscheinlich endgültig geschlagen.

In Hausers imponierender Sammlung haben wir noch einmal vor uns, was in der Schweiz an Wetterregeln, an Mondregeln, an Wettervoraussagen durch Tierbeobachtung, durch Pflanzenbeobachtung, an Zeichenregeln, Beschwörungsregeln und land- und forstwirtschaftlichen Spruchweisheiten überliefert ist. Es geht aus dem uner-

schöpflichen Sammlungsgut und aus dem Kommentar nicht hervor, wie die Verbreitung dieser Regeln ist, ob sie spezifisch schweizerisch oder ob sie «abendländisch» seien. Doch haben sie ihre unverwechselbar schweizerische, nämlich je regional gefärbte und geprägte sprachliche Form. Dass man die Bohnen nicht im abnehmenden, die Zwiebeln nicht im zunehmenden Mond setzen darf, wird uns in Idiomen eingeprägt, die ihren unverwechselbaren Klang und Rhythmus haben. Und ausserdem: «Bim Böhnlisetze mues me-nen ungradi Zahl Böhnli is Loch tue.»

Es liegt nahe, die Anhänger der volkstümlichen Überlieferung als die Gestrigen, die Vertreter wissenschaftlicher und technischer Landwirtschaft als die Fortschrittlichen zu sehen. Kein Zweifel, die Verbesserung der Erträge und die Rationalisierung der bäuerlichen Arbeitsvorgänge sprechen dafür, dass neuzeitliche Ausbildung, Betriebsführung nach agrarwissenschaftlichen Erkenntnissen dem Ratschlag der Bauernregeln überlegen sind. Aber bekämpfen und belächeln sollte man die Regeln deswegen doch nicht. Albert Hausers Buch macht deutlich, dass in der verwirrenden Mischung aus Sinn und Unsinn, Erfahrung und Aberglauben, wie sie die Spruchweisheiten der Bauernregeln enthalten, Naturverbundenheit, Naturbeobachtung, Ehrfurcht vor einer höheren Macht, Stolz und Demut des Menschen ihren Ausdruck finden. Man ahnt neuerdings, wie verderblich sich der Irrglaube auswirken kann, nur das rational Erfassbare oder das wissenschaftlich Nachweisbare zähle. Das «gewachsene Wissen», die Tradition ist für den Menschen eben auch lebenswichtig. Wir brauchen beides.

Anton Krättli

[1] Albert Hauser, Bauernregeln, eine schweizerische Sammlung, Artemis-Verlag, Zürich 1973.

TEXTAUSGABEN

Die hohe Kunst des Kommentierens

«Eine gute Lektüre, die uns etwas von der Gegenwart entfernt, ist jetzt von grossem Wert», meinte Henriette von Knebel nach einem Gespräch, das sie im April 1807 mit Goethe geführt hatte. Er las damals «Tausendundeine Nacht» – bald nach dem Ende des Heiligen Römischen Reiches und dem Zusammenbruch Preussens gewiss eine recht unzeitgemässe Lektüre. In den nächsten Jahren fuhr er fort, das Tagesgeschehen von der dichterischen Produktion sorgsam fernzuhalten. Am Heiligen Abend 1814 schrieb er «Hegire», das Gedicht, welches er dann dem «Divan» voranstellte: «Nord und West und Süd zersplittern, / Throne bersten, Reiche zittern, / Flüchte du, im reinen Osten / Patriarchenluft zu kosten ...» Flucht von Frankfurt nach Weimar, von Weimar nach Italien und in den «paradiesähnlichen» Orient; Heilschlaf nach der Flucht von Gretchen und nach dem Verschwinden Helenas: das Motiv kehrt

im Leben und in der Dichtung zu oft wieder, als dass es nicht die Bezeichnung verdiente, die Goethe ihm gelegentlich gab: «das Dämonische».

«Eine gute Lektüre, die uns etwas von der Gegenwart entfernt», scheint für die innere Hygiene auch heute vonnöten. Sie bietet sich in der Ausgabe des «*West-östlichen Divan*» von *Hans-J. Weitz*[1]. Dieser Mann, dessen Beruf das Theater war, betreibt Goethe-Philologie mit so viel Leidenschaft wie Meisterschaft: höchst gewissenhaft, doch unpedantisch, verstehend und zum Verständnis anleitend, das Überlieferte treu bewahrend, ohne sich dem Neuen und Jüngsten zu verschliessen. Vor einigen Jahren erschien seine Ausgabe des «*Briefwechsels*», den das Ehepaar Willemer mit Goethe geführt hat[2]. Sie empfahl sich durch bisher unbekanntes Material, einen ungemein sorgfältigen Text, aufschlussreiche Beigaben und vor allem durch einen hervorragenden Kommentar.

Mit den Kommentaren auch unserer besten kritischen Ausgaben ist es ja oft noch so bestellt, wie ein italienischer Gelehrter im 18. Jahrhundert klagte: «Die meisten Kommentatoren langweilen uns, weil sie die einfachsten Dinge sehr sorgfältig erklären, während sie bei den schwierigen tun, als gäbe es nichts zu erklären, und diese mit Schweigen übergehen.» Weitz verhält sich anders. Er scheut keine Umwege und keine Archivarbeit, um sein Ziel zu erreichen: einen Brief, ein Dokument, ein Gedicht so zu erklären, dass es bis zum letzten Wort durchsichtig wird, und dem Leser die Umwelt zu vergegenwärtigen, in der es entstanden ist. Gleichzeitig übt er die hohe Tugend der zurückhaltenden Demut, indem er nicht interpretiert, sondern eben schlicht und einfach das Unverständliche erklärt. «Denn was das Deuten grosser Lyrik überhaupt so heikel macht», schreibt er im Nachwort zum «Divan», «dass den Worten des Dichters wiederum Worte beikommen sollen, Worte aber nun, notwendigerweise, von weit geringerem Gehalt, von niedrerer Art, – das wird an diesen Gebilden, den vielleicht empfindlichsten unserer Sprache, nur allzu spürbar; das Dilemma des Deuters – zwischen Verdeutlichen und Deuteln, zwischen Schwerfälligkeit und Leichtfertigkeit – erscheint kaum sonst so ausweglos wie vor diesen Schwebe-Wesen aus leibhaftigem Geist ... Und dennoch kann der Kommentar zur Lyrik – dies Paradox, dies Unding, dieses Übel – notwendig sein, wie das ihm verwandte der lyrischen Übersetzung, und manchem solcher unmöglich scheinenden Unterfangen verdanken wir viel.»

«Den lieb ich, der Unmögliches begehrt», könnte man erwidern. Doch Weitz hat einen möglicheren, vielleicht den bestmöglichen Weg eingeschlagen. Er sieht seine Aufgabe darin, «in ‹Dichters Lande› einzuführen, ohne doch ihren Boden zu verlassen; allen Stoff der Erklärung hierselbst zu suchen und das Ausgewählte ‹durch Stellung zu verbinden› zu einem sich wechselsweise erhellenden, ‹selbst-verständlichen› Ganzen.» Das will im einzelnen besagen: Weitz druckt zunächst den Text der «Divan»-Bücher sowie der «Noten und Abhandlungen» (Goethes eigenen Kommentar also, der freilich durchaus kommentarbedürftig ist), die Gedichte aus dem Nachlass und die Paralipomena mit einem Anhang und einigen Beigaben, welche unter anderem die Gedichte Marianne von Willemers in ursprünglicher Gestalt enthalten. Gegenüber der 1. Auflage von 1949 und

der letzten und sorgfältigsten kritischen Ausgabe des «Divan» von Hans Albert Maier[3] ist Weitz' Neudruck nochmals verbessert und ergänzt, ohne jedoch seinen Charakter als Buch zum «unbefangenen Genuss der Leser» zu verleugnen. Auf diese unkonventionelle Weise ist die beste und lesbarste Ausgabe des «Divan» entstanden, die es heute gibt, und sie wird schwer zu übertreffen sein. Dem Text folgt eine Geschichte des «Divan» «in Worten Goethes und der Zeitgenossen». Sie beginnt aber nicht mit dem Jahr 1814, als die ersten «Divan»-Gedichte entstanden, sondern mit der Erinnerung des Greises an die frühe Jugend und die Reifezeit, als die Bibel, der Koran, die Gestalt Mahomets, später auch Indisches und Chinesisches, als das Orientalische überhaupt in seinen Gesichtskreis trat. Dann, seit 1814, Hafis und bald Suleika-Marianne: dieses wundersame Geschöpf, dessen Geburtsjahr und -ort und Vater man nicht mit Sicherheit kennt, dem aber der östliche Anhauch so wohl tat, dass es sich ganz und gar mit der goethisch-orientalischen Fabelwelt identifizieren konnte und ein paar herrliche Gedichte für den «Divan» erfand, zu denen sie sich erst als alte Frau bekannte: «Was bedeutet die Bewegung?», «Ach um deine feuchten Schwingen ...»

Weitz' Ausgabe enthält ferner eine Tabelle zur Datierung der einzelnen «Divan»-Gedichte mit eigenen Forschungsergebnissen, ein Verzeichnis der Ausgaben und Quellen der Sammlung und schliesslich den Kommentar unter der verwirrend bescheidenen Bezeichnung «Worterklärungen». Dazu bemerkt Weitz: «Die Erläuterung, zumal des Orientalischen, geht nicht hinaus über den Wissensstand zur Zeit Goethes und führt in der Regel seine Quellenschriften, womöglich im Wortlaut, an.» Sucht man also etwa das Stichwort «Vitzliputzli», so findet man, was Zedler in seinem «Universal-Lexikon» über den Dämon zu vermelden weiss. Den Reiseberichterstattern und Orientalisten von Marco Polo und Olearius bis Hammer-Purgstall und Diez kommt naturgemäss der Hauptanteil an den Erläuterungen zu, was dem Verständnis des «Divan» zweifellos förderlicher ist als die feinsinnigste ästhetische Analyse. Denn erst der Vergleich dessen, was Goethe in seinen Quellen vorfand, mit dem, was er aus ihnen machte, gibt dem Leser einen Begriff von der Kraft der schöpferischen Bewegung.

Eine von Goethes Quellen war die Sammlung «Persianischer Rosenthal» des Lyrikers Saadi, die der am schleswig-holsteinischen Hofe tätige Mathematiker Adam Olearius 1654 übersetzt hatte, eine andere dessen «Colligirte und viel vermehrte Reise-Beschreibungen», die Goethe in einer postumen Ausgabe benutzt hat. Sie liegt jetzt in der von *Olearius* noch selbst besorgten 2. Auflage von 1656 vor: «*Vermehrte Newe Beschreibung Der Muscowitischen vnd Persischen Reyse*[4].» Der Herausgeber, *Dieter Lohmeier*, hat ein kenntnisreiches Nachwort geschrieben, das einer Monographie über Olearius gleichkommt. Vor dem Leser steht der Typus des barocken Universalgelehrten, der astronomische Instrumente, Himmelsgloben, Tele- und Mikroskope baute, geographisch, historisch und ethnographisch interessiert war, orientalistische und linguistische Neigungen hatte, die Gedichte seines Freundes Paul Fleming herausgab und selbst der Fruchtbringenden Gesellschaft angehörte. Ursprünglich zum Theologen bestimmt,

liegt seine Stärke in den «höchst erfreulichen und belehrenden Reiseberichten», denen Goethe in den «Divan»-Noten «gründlichen Dank» abstattete, indem er den «Geradsinn» des Olearius als hervorstechendes Charaktermerkmal pries. Seine wissenschaftliche Leistung beurteilt Lohmeier zusammenfassend: «Olearius hatte zwar die erste umfassende Beschreibung Persiens seit der Antike geliefert, aber sein Verdienst musste noch im Laufe des 17. Jahrhunderts neben der Erfahrungsfülle seiner Nachfolger verblassen» (gemeint sind u. a. die von Goethe ebenfalls benutzten Reiseberichte der Juwelenhändler Jean Baptiste Tavernier und Jean Chardin). «Anders seine Darstellung Russlands: Sie wurde in ihrem Jahrhundert von keiner anderen mehr übertroffen und blieb für die folgenden Generationen ein wichtiges Quellenwerk ...» Denn die Russen liessen schon damals Ausländer nur widerwillig in ihr Land reisen, und der Misserfolg der Gesandtschaft, deren Sekretär Olearius war, lässt erkennen, wie schwierig es seit je gewesen ist, Verträge mit ihnen abzuschliessen. Im übrigen ist die Lektüre des Olearius noch immer ein ungetrübtes Vergnügen, und es bliebe nur zu wünschen, dass in der verdienstvollen Reihe der «Deutschen Neudrucke» auch der «Persianische Rosenthal» zugänglich würde, der Goethe noch stärker beeindruckte als die Reisebeschreibung. Einen Monat, nachdem er sich diese Sammlung aus der Weimarer Bibliothek entliehen hatte, schrieb er dem «Urfreund» Knebel:

«Ich segne meinen Entschluss zu dieser Hegire, denn ich bin dadurch der Zeit und dem lieben Mittel-Europa entrückt, welches für eine grosse Gunst des Himmels anzusehen ist, die nicht einem jeden widerfährt.»

Horst Rüdiger

[1] Goethe, West-östlicher Divan – Gesamtausgabe, besorgt von Hans-J. Weitz, Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1972; 607 S., eine Karte. – [2] Marianne und Johann Jakob Willemer, Briefwechsel mit Goethe – Dokumente, Lebens-Chronik, Erläuterungen, hg. v. Hans-J. Weitz, Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1965; 969 S., 7 Abb. – [3] Goethe, West-östlicher Divan – Kritische Ausgabe der Gedichte mit textgeschichtlichem Kommentar von Hans Albert Maier, Band I: Text; Band II: Kommentar, Max Niemeyer-Verlag, Tübingen 1965; 251; VIII, 445 S., 16 Abb. – [4] Adam Olearius, Vermehrte Newe Beschreibung Der Muskowitischen vnd Persischen Reyse, Schleswig 1656, hg. v. Dieter Lohmeier (= Deutsche Neudrucke, Reihe Barock 21), Max Niemeyer-Verlag, Tübingen 1971, XXXVI, 804, 104* S., zahlreiche Textabb., 6 Tafeln, 3 Karten.

Jochen Kleppers Briefe

Ich habe im Jahre 1957 im 6. Heft des 37. Jahrgangs der «Schweizer Monatshefte» in einem ausführlichen Referat unter dem Titel «Tragische Existenz» auf das Werk «Unter dem Schatten Deiner Flügel / Aus den Tagebüchern der Jahre 1932–1942 von Jochen Klepper» hinweisen dürfen. Damals habe ich versucht, aufgrund dieser unvergleichlichen und unvergesslichen Tage-

bücher die Gestalt des Menschen und Kämpfers, des Dichters und Christen in Zusammenhang mit seinem Werk und seiner Zeit darzustellen. Ich darf einige Sätze hier wiederholen: «Man wird das Tagebuch natürlich in erster Linie als das Bekenntnisbuch eines Menschen, eines Künstlers, eines Dichters und eines Christen lesen. Es besitzt aber noch eine weitere Bedeutung, es ist ein Zeitdokument von unersetzlichem Wert, insofern es zeigt, wie die Gewalten der Zeit einen schöpferischen Menschen zu vernichten drohten und schliesslich auf eine tragische Weise vernichtet haben. Gewiss liegt die Tragik Jochen Kleppers tiefer als in der Tatsache, dass er der Gatte einer Jüdin und der Stiefvater eines über alles geliebten jüdischen Kindes war. Die Tragödie hat ihre Wurzeln in tiefen Schichten von Kleppers Menschlichkeit; wenn wir recht sehen, am entschiedensten vielleicht gerade in der Liebe zu dem Kinde, von dem er sich nicht trennen konnte.»

Nun sind soeben die Briefe Jochen Kleppers erschienen, sie bilden eine Ergänzung zu den Tagebüchern und natürlich auch zu den dichterischen Arbeiten, vor allem zu dem grossen Roman «Der Vater», mit dem Jochen Klepper seinen Ruhm begründet hat[1]. Klepper war von Hause aus ein schüchterner Mensch, dem es nicht leicht fiel, sich mitzuteilen; so sind die Bekenntnisse in den Briefen zurückhaltender und spröder als die Tagebucheintragungen, die nie mit dem Gedanken an Veröffentlichung geschrieben worden sind. Klepper war darum auch nicht das, was man einen grossen Briefschreiber nennen könnte. Trotzdem sagen diese Briefe Wesentliches, auch Tiefes über den Menschen und sein Schicksal aus. Es ist selbstverständlich, dass in ihnen auch das Ringen mit den harten Problemen, vor die er sich gestellt sah, dominiert. Wir begegnen dem Menschen, den wir aus den Tagebüchern, den Romanen und den geistlichen Liedern kennen. Klepper stellt sich dabei auf den Empfänger ein, was nicht allen Briefschreibern gelingt. Die gehaltreichsten Briefe sind die an seinen Lehrer, den Professor der Theologie Rudolf Hermann, und die an den nächsten Freund Reinhold Schneider gerichteten. Hier begegnen wir dem Christen, der nach Antwort auf die letzten Fragen des Daseins sucht, der um seinen Glauben, um seine Existenz in dieser Welt ringt. Das Problem der Auswanderung der Tochter Renate bildet den Schwerpunkt in den Briefen an den Schweizer Kirchenmusiker Walter Tappolet. Dass diese Auswanderung nicht möglich wurde, trotzdem sich Carl J. Burckhardt und der Schweizer Gesandte Minister Fröhlicher nachhaltig für eine Einreise in die Schweiz einsetzten, hat schliesslich Jochen Kleppers Entschluss, mit Frau und Kind in den Tod zu gehen, ausgelöst. Kürzere Briefwechsel mit Karl Ludwig Freiherr zu Guttenberg, Otto Freiherr von Taube, Harald von Königswald, Karl Lilge und Gerhart Pohl schliessen sich an. Auch ein kurzer Schriftwechsel mit dem damaligen Reichsminister Frick, der Klepper zu retten versuchte, ist angefügt. Der Herausgeber Ernst G. Riemschneider hat die Briefe mit ausführlichen verbindenden Texten versehen, so dass ein eindrucksvolles Bild von Jochen Kleppers Leben und Denken in diesen Jahren, vor allem aber auch von seinem Kampf mit den Mächten der Zeit entstanden ist. Der Dichter ging in jener Nacht vom 10./11. Dezember 1942 gewiss nicht

leicht aus dem Leben in den Tod. Er hatte zutiefst erfahren, dass ein Leben ohne Menschlichkeit und ohne Freiheit ein verlorenes Leben ist. Letzten Endes war es diese Menschlichkeit und diese Freiheit, für die er als Christ und als Dichter in seinem Leben und seinem Werk eingetreten ist. Die Wissenden haben seinen Roman «Der Vater», in dem er das Schicksal Friedrich Wilhelms I., des Vaters Friedrichs des Grossen, gestaltet hat, immer als ein Werk des Widerstandes gegen den Geist des Dritten Reiches betrachtet. Das Opfer eines solchen Lebens darf nicht vergebens gebracht worden sein. Ein Buch wie das vorliegende soll uns an dieses Opfer erinnern. – Die Briefe mahnen uns, der hohen Werte bewusst zu bleiben. So gesehen, hat dieses Werk über das Persönliche hinaus einen Auftrag besonderer Art, insofern es uns daran erinnert, wie notwendig es auch in unseren Tagen ist, für die unverletzlichen Werte des Menschlichen einzutreten. Wenn immer wir unsere Zeit betrachten, wenn wir versuchen, sie zu deuten, fällt es uns auf, wie viele unserer Zeitgenossen jene Männer und Frauen vergessen haben, die im Widerstand gegen das Gewaltregime ihr Leben hingaben.

Otto Heuschele

[1] Jochen Klepper, Briefwechsel 1925 bis 1942. Herausgegeben und bearbeitet von Ernst G. Riemschneider. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1973.

INTERKULTURELLE VERSTÄNDIGUNG

Der Westen gegenüber Ostasien

Theodor Leuenberger, der sich als Asienkenner bereits mit seinem Werk «Chinas Durchbruch in das 20. Jahrhundert» ausgezeichnet hat, veröffentlicht ein neues Buch über asiatische Probleme[1]. Inhaltlich gliedert sich der Text in drei Teile. Ein erstes Kapitel ist den Beziehungen zwischen China und den Vereinigten Staaten während der Periode 1944–1950 gewidmet. Im Zentrum stehen die Hintergründe für die Nichtanerkennung der Volksrepublik China durch die Amerikaner. Im Hinblick auf die neueste Entwicklung der Beziehungen zwischen den beiden Staaten ist dieses Kapitel von besonderem Interesse, zeigt es doch, von welchen Vorstellungen und Lagebeurteilungen ausgehend die damaligen Akteure, vor allem auf amerikanischer Seite, eine Politik festlegten, die heute nicht immer verständlich ist. Gewisse Parallelen können gezogen werden zur späteren US-Politik gegenüber Vietnam, und damit ist auch der Übergang zum zweiten Kapitel gegeben: Westliche Interventionen des letzten Vierteljahrhunderts in Indochina. Hier werden in gedrängter Form die wichtigsten Phasen in der Entwicklung der Konflikte in Vietnam, Laos und Kambodscha dargestellt. Im dritten Kapitel, das auch als separate Abhandlung gelesen werden kann, vergleicht Leuenberger China und Japan als Modelle alternativer Entwicklungsmöglichkeiten.

Von ganz besonderem Interesse, das diesem Buch auch über die asiatische Problematik hinaus allgemeine Bedeutung gibt, ist das von Leuenberger angewandte Verfahren beim Studium der Geschichte und der internationalen Beziehungen. Durchwegs, aber vor allem im dritten Kapitel, wird der Akzent auf die kulturelle Identität der in einer Interaktion befindlichen Völker und Nationen gesetzt. Aus dieser Sicht sind internationale Konflikte nicht in erster Linie in der Unvereinbarkeit sozio-ökonomischer und politischer Ideologien zu sehen, sondern, weiter gefasst, als Zusammenprall von Weltanschauungen, Lebensformen, Wertsystemen. Die Behauptung kollektiver Identität muss immer dann als Faktor berücksichtigt werden, wenn es darum geht, das Verhalten anderer Völker zu verstehen und zu interpretieren. Vor allem gilt es bei der Erläuterung der Verschiedenartigkeit von Entwicklungsmodellen die verschiedenen kulturellen Hintergründe herauszuarbeiten. So wird es verständlich, dass eine erstaunliche kulturelle Kontinuität – in China trotz Revolution und in Japan trotz Industrialisierung – festzustellen ist. Der gleiche Faktor ist aber auch für das Verständnis des aussenpolitischen Verhaltens anderer Völker von Bedeutung. Leuenbergers Verdienst ist es, mit subtilen Analysen die aus der Verschiedenartigkeit der Kulturen erwachsenden Verständigungsschwierigkeiten zu erläutern. Dabei wird immer wieder deutlich, wie sehr das kognitive Verhalten der Akteure – also ihre kulturell bedingten Weltbilder und Denkschemata, oder auch das ihnen eigene Vor-verständnis von Situationen – prekäre Entscheidungsgrundlagen liefert. Die amerikanische Vietnampolitik ist bestimmt ein Beispiel dafür, dass vorgefasste Meinungen und implizite Leitbilder gewisse Kategorien von Informationen überhaupt nicht durchsickern lassen, was zwangsläufig zu Fehlinterpretationen führt.

Von besonderem Interesse ist die Kritik des japanischen Entwicklungsmodells (im dritten Kapitel), das Leuenberger dank eines mehrjährigen Aufenthalts in Japan auch aus direkter Erfahrung kennt. Zwei zentrale Thesen lauten dahin, dass Japan im 20. Jahrhundert einerseits Modernisierung ohne Verwestlichung durchgemacht hat und, andererseits, dass der wirtschaftlichen Entwicklung eine soziale Nicht-Entwicklung gegenübergestellt werden muss. Die zweite Tatsache wird vom Autor stark gewertet. Er spricht von einer «eingefrorenen hierarchischen, feudalistischen Sozialordnung» (S. 169), von «erstarrten Formen» (S. 178), ja sogar von einer «Ethik des Immobilismus» (S. 193). Wir müssten uns bei diesem Punkt von der Stellungnahme Leuenbergers trennen, scheint sie doch im Gegensatz zu stehen zu dem sonst stark in Erscheinung tretenden Bewusstsein kultureller Relativität. Doch der Autor erhebt den Einwand selber: «Aber vielleicht ist dieser Wunsch nach Öffnung, nach mehr Variationsmöglichkeiten bereits zu westlich» (S. 179). Auch wer sich der Bedeutung der kulturellen Identität anderer Völker bewusst ist, darf sich also Werturteile leisten. Oder vielleicht darf es gerade nur er, denn zumindest ist er sich der Relativität seiner eigenen Wertprämissen bewusst.

Leuenbergers Buch ist ein weiterer Beitrag zu einem erneuerten Studium der internationalen Beziehungen, das sich nicht mehr ausschliesslich abstützt auf Konferenzgespräche, diplo-

matische Noten, Kriegsabläufe und Verträge (obwohl diese Elemente weiterhin berücksichtigt werden), sondern das die äusseren Geschehnisse auf ihren kulturellen Bezugsrahmen untersucht und Konfrontationen von Weltbildern und Denkschemata berücksichtigt.

*

Noch spezifischer als Leuenbergers Buch setzt sich *Dietrich Krusche* in seinem Werk über Japan[2] mit interkulturellen Verständigungsproblemen auseinander. Dies besagt schon der Untertitel: «Eine Kritik der Modalitäten europäischer Erfahrung von Fremde.» In diesem Sinne ist das Buch auch für denjenigen, der Japan nicht kennt oder sich für dieses Land nicht besonders interessiert, aussergewöhnlich attraktiv.

Krusche behandelt in konkreter und anschaulicher Weise eine Reihe fundamentaler erkenntnistheoretischer Fragen, die für die gegenwärtigen und zukünftigen Beziehungen Europas zu anderen Kulturen von entscheidender Bedeutung sind. Zu diesem Zweck bietet Japan einen idealen Testfall: Einerseits sehen Europäer in dieser neuen Industrienation Asiens eine Bestätigung des weltgeschichtlichen Führungsanspruchs des Westens (S. 136), weil sich hier die als unvermeidlich erachtete Ausbreitung westlicher Lebensformen bestätigt findet; andererseits bleibt Japan für den Europäer mysteriös und undurchschaubar.

Die Beschreibung der japanischen Gesellschaft ist spannend und wirkt auch für den mit Japan nicht vertrauten Leser einleuchtend. Besonders interessieren dürften Themen wie die Suche Japans nach fremdem Wissen (S. 32), die Stellung des Individuums, japanische Konzeptionen der Mitmenschlichkeit, Einstellungen zum Rassenproblem, zum Christentum usw. In all diesen Belangen legt der Autor Wert auf die historische Dimension. Es gelingt ihm, dem Leser aus dieser Sicht das Verhalten des heutigen Japaners plausibel zu machen. Besonders faszinierend ist das Buch jedoch dort, wo es sich mit Problemen der Erkenntnis von kultureller Fremde auseinandersetzt. Krusche zeigt die «europabedingte Antizipation» (S. 10) des Fremden, die ethnozentrische Versteifung auf das Eigene, die egozentrische Verfälschung des anderen durch Unterschätzung des eigenen Standpunkts. Besonders eindrücklich ist die Kritik naiv-realistischer Analysen Japans (zum Beispiel Koestler, S. 124ff.), die das unmittelbar Erlebte zur einzigen möglichen Wirklichkeit erheben und dem eigenen Vor-verständnis der Situation eine erkenntnisstrukturierende Rolle absprechen. Auch die Zusammenhänge zwischen westlichen Konzeptionen der Naturbeherrschung und einem ethnozentrischen Weltbild werden konkret illustriert (S. 10, 138). Das Problem der Übertragung westlicher Konzepte auf fremde Kulturen (zum Beispiel Familie, S. 55, Klasse, S. 57) wird ebenfalls anschaulich erläutert.

Wenn Fragen kognitiven Verhaltens von Europäern in anderen Kulturen behandelt werden, so geschieht dies bei Krusche in einem relativ nüchternen Ton. Es geht nicht darum, am Westen rabiate Kritik zu üben. Auch jene für Europa «kulturelle Fremde» wird erfahren als Problem der Kulturbedingtheit der eigenen Erkenntnis. Analysen wie diejenige von Krusche weisen ganz allgemein auf elementare Denkstrukturen hin, die eine interkulturelle Verständigung erheblich erschweren.

Eine der faszinierenden Fragen, die beim Studium Japans immer bestehen bleibt, ist diejenige nach der Kontinuität japanischer Kultur trotz Übernahme eines westlichen Entwicklungsmodells. Auch Krusche kann hier keine klare Antwort bieten. Immerhin ist es bezeichnend, dass ein Autor, der sich darum bemüht, die Erhaltung eigenständiger Werte, Institutionen und Verhaltensformen in Japan zu betonen, sehr oft gezwungen ist, eine neue Entwicklung einzugestehen. Nacktheit hatte, «bis vor kurzem jedenfalls», nichts Anstosserregendes (S. 93) und «Arbeitnehmer-Arbeitgeber-Gegensätze sind (noch) nicht deutlich ausgeprägt ...» (S. 150). Das «noch» in Klammern ist bezeichnend. Die Frage ist sicher offen – und sie gehört zu den interessantesten, die man im 20. Jahrhundert stellen kann –, ob Japan und andere Völker die westlichen Entwicklungsmethoden übernehmen, ihre kulturelle Eigenart verlieren werden. Eine Antwort ist bestimmt verfrüht, aber Krusches Buch erleichtert eine klare Problemstellung.

Roy Preiswerk

[1] Theodor Leuenberger, Kriege um den Frieden in Ostasien, Flamberg-Verlag, Zürich 1973. – [2] Dietrich Krusche, Japan – Konkrete Fremde, Meta-Verlag, München 1973.

HINWEISE

Individuum – Gesellschaft

Mit «Aufbruch in die Freiheit» hat der Zürcher Psychotherapeut Dr. med. et phil. *Gion Condrau* seine jüngste Publikation betitelt – eine Aufsatzsammlung über eine Vielfalt von Themen, die sich auf den Nenner «konkreter Vollzug menschlichen Freiseins in der modernen Zivilisation» bringen lässt. Was der Autor zu Fragen der psychosomatischen Erkrankung als sozialem Problem, zur Drogensucht, zum Erziehungswesen, zur jugendlichen Kontestation, zu anthropologischen Grundproblemen wie der «Liebesfähigkeit», der «Freiheit und Dauerbindung» zu sagen hat, ist gesättigt mit reicher ärztlicher Erfahrung und mündet immer wieder in die Frage nach der Verantwortlichkeit des Arztes in der heutigen Gesellschaft, der mehr sein muss als wissenschaftlicher Spezialist. Einheit des ärztlichen und politischen Denkens: diesem Credo ist das Buch, das auf Erkenntnissen der Daseinsanalyse basiert, in seiner Wissenschaftlichkeit und allgemeinen Zugänglichkeit verpflichtet (Europaverlag, Wien 1972).

*

Die Einflüsse von Konfliktfeldern der Umwelt auf die Konflikte des Individuums werden im Band «*Individuum und Gesellschaft*» von zahlreichen Autoren verschiedenster Provenienz untersucht: Damit liegen die Referate eines vor zwei Jahren von der Deutschen Gesellschaft für Psychotherapie und Tiefenpsychologie veranstalteten Kongresses in Buchform vor. Ehe- und Familienberatung, Pädagogik, Heimerzie-

hung, Therapie von Strafgefangenen als Form der Sozialtherapie, das entwicklungs- und gesellschaftsspezifische Verhalten der Frau sowie Politik und Psychoanalyse bilden das Spektrum, das in solcher Breite allerdings nur komprimierte Einblicke ins Einzelthema erlaubt. Besondere Beachtung verdient der Beitrag von Balthasar Staehelin: «Eines der religiösesten Zeitalter hat schon lange begonnen oder die Suche nach einer dritten politischen Möglichkeit» (Ernst-Klett-Verlag, Stuttgart 1973).

Erzählungen aus 50 Jahren

Wenn ein der Zeit und ihren brennenden Fragen leidenschaftlich zugewandter Schriftsteller in späten Jahren die kleineren Arbeiten aus fünf Jahrzehnten seines Lebens sammelt und in einem Band vereinigt herausgibt, entsteht ein faszinierendes Bild. Was lange zurückliegt, wirkt wie gegenwärtig; was die Generationen im Wandel der Jahre bewegte, wird sichtbar. Der Zeitgeist, diese zwiespältige, aber oft unterschätzte Grösse, tritt dem Leser entgegen, jedoch nicht in seiner verwaschenen, der blossen Mode verfallenen Ausgabe, sondern so, wie ihn ein individueller Geist erlebt und erlitten hat. Das ist der Fall bei der Begegnung mit *Joseph Breitbach*, der «Die Rabenschlacht und andere Erzählungen» aus Anlass seines siebzigsten Geburtstages neu herausgegeben hat. Man ist geneigt – auch der Verlag tut es –, Joseph Breitbach einen Aussenseiter zu nennen. Was aber besagt das schon? Er ist ein Schriftsteller, der leidenschaftlich teilnimmt an den geistigen und politischen Ereignissen seiner Zeit; nie jedoch verzichtet er darauf, seine Gedanken, seine Meinungen, seine Schlüsse darauf anzuwenden. Ein Aussenseiter? Für das Bewusstsein dieser Epoche wäre das ein schlechtes Zeugnis (S.-Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 1973).

Memoiren einer Kabarettistin

Ursula Herking ist ohne Zweifel eine grosse Kabarettistin, eine «Diseuse», wie man eigentlich sagen müsste. Der «Katakombe», der «Schaubude», der «Münchner Lach- und Schiessgesellschaft» und der «Kleinen Freiheit», denen sie nacheinander angehörte, hat sie die besondere Note ihrer Persönlichkeit verliehen. Film, Theater und Fernsehen sind die anderen Wirkungsstätten der Schauspielerin, die zu den markanten Gestalten des deutschen Theaters insbesondere der unmittelbaren Nachkriegszeit zählt. Die Lebenserinnerungen indessen, die Ursula Herking unter dem Titel «Danke für die Blumen» erscheinen liess, sind kein so wichtiges Buch. Wortreich, voller Belanglosigkeiten, im Stil unglaublich schwankend und oft niveaulos, so dass man sich fragen muss, wie sich der sichere Sinn der Künstlerin für sprachliche Interpretation und die Fahrigkeit in ihren eigenen Aufzeichnungen überhaupt verbinden lassen. Man hat nachgerade allerhand Vergleichsmöglichkeiten im Hinblick auf Schauspielermemoiren. Ursula Herkings «Danke für die Blumen» ist kein erhebendes Beispiel (C.-Bertelsmann-Verlag, München, Gütersloh, Wien 1973).